

Rose und Veilchen.



Mehrere Jahre waren verflossen, seitdem August Marbois und Georg Felton die Bänke des Collegiums verlassen; es hatte sich dort unter dem Einflusse gleicher Studien und gleicher Erziehung ein Freundschaftsband zwischen Beiden entsponnen, von dem die jungen Leute nun mehr aus Gewohnheit als aus wahrer Sympathie sich umschlungen fühlten. Zu gleicher Zeit in jene Lebensperiode tretend, in der die Eigenthümlichkeit des Geistes wie des Charakters sich in entschiedener und für alle Zukunft unabänderlicher Weise ausprägt, bemerkten sie, wie eine ausgesprochene Verschiedenheit des Geschmacks wie der Ansichten ihrer bisher innigen Vertraulichkeit und übereinstimmenden Gefühlsrichtung ein Ende zu machen begann.

August, ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, aus dessen großen blauen Augen Sanftmuth und Offenheit sprachen, in dessen reizenden Physiognomie Wohlwollen und Freundlichkeit lagen, mußte einen Gegenstand haben, dem er seine ausschließliche Neigung oder Liebe widmen konnte, wenn er anders nicht schwermüthig sein sollte. Er war der Vergnügungen, deren er in seiner neuen Freiheit genoß, bald überdrüssig geworden, und mitten unter dem Schwarm glänzender Schönheiten blieb er bald so kalt und theilnahmlos, daß er allgemein als Menschenfeind oder thörichter Kopfhänger galt.

Georg hingegen, geblendet durch den eitlen Glitzer, unter dem die Welt oft ihre Nacktheit und ihre Gebrechen verbirgt, ließ sich leicht von diesem trügerischen Glanze verführen. Als ihm endlich die Augen aufgingen, war er über diese Gesellschaft, die ihn auf so angenehme Weise verlockt und getäuscht hatte, keineswegs ungehalten, sondern begnügte sich bloß damit, daß er, so oft sich ihm die Gelegenheit bot, Schlimmes mit Schlimmem vergalt, jedoch stets unter anmuthigem Lächeln, und mit all jener Liebenswürdigkeit, mit der Mutter Natur ihn so reichlich ausgestattet hatte. Auf diese Weise war er der vergötterte König, der angebetete Sultan in denselben Zirkeln, in denen der arme August bemitleidet wurde.

Eines Tages begegneten sich die beiden Freunde vor dem Theater; sie hatten sich seit einem Monate nicht gesehen.

— „In der That, lieber August! der Zufall be-

günstigt mich heute nicht wenig. Ich besuchte Dich diese Woche zweimal, da hieß es, du seiest ausgegangen. Ich suchte Dich im Circus, in der Oper auf, Du warst nicht zu finden. Ich fragte nach Dir im Club, im Café: keine Spur.“

— „Ich habe wirklich ein bißchen mit meinen Gewohnheiten gebrochen.“

— „So, und auch mit deinen Freunden?“

— „Noch bin ich nicht zu dieser Reform gelangt, von der Du gleichwohl die erste Ausnahme machen würdest. Was aber Dich anbetrifft, der Du deinen Gewohnheiten zweifelsobne nicht untreu geworden bist, so kommst Du wahrscheinlich von einer nächtlichen Saturnalie.“

— „Du sagst das vermuthlich, weil meine Toilette für einen Morgenausgang zu gewählt ist. Drei Worte werden Dir diese Anomalie zu erklären im Stande sein: Ich verheirathe mich.“

— „Und wen heirathest Du?“

— „Ein reizendes, wohlgezogenes Mädchen, mit einer Mitgift von 50 tausend Franks. Ich werde Dich meiner zukünftigen Schwiegermutter vorstellen, sie ist eine vortreffliche Frau, die sich durch den Handel mit Weißwäschwaaren bereichert hat. Wir empfangen diesen Abend mehrere Besuche, gewähre mir das Vergnügen, Dich aufführen zu dürfen.“

— „Du weißt, lieber Georg, daß ich die Rolle eines galanten und liebenswürdigen Gesellschafters erbärmlich spiele.“

— „Ei was, Du wirst von Politik sprechen und man wird Dich nicht sehr in Anspruch nehmen. Also diesen Abend bei Mad. Stainville, Strasse Richelieu, in dem prächtigen Hause.“

— „Ich erinnere mich wohl.“

Der von Wonne strahlende Felton drückte seinem Freunde die Hand und verschwand wie ein glücklicher Liebhaber.

August ging um den Boulevard, bis an das Ende der Strasse Montmartre; hier suchte er ein kleines, ärmlich aussehendes Haus auf, in das er eintrat. Der Portier wartete nicht erst die Frage Augusts ab.

— „Im vierten Stockwerke, am Ende des Ganges, wie ich es Ihnen bereits gestern sagte.“

Einige Minuten später öffnete der junge Mann eine nur lose befestigte Thüre und trat in eine jener armseligen Stübchen ein, deren Wände von Feuchtigkeit triefen, deren Fenster beim geringsten Windhauche zittern, indem sie durch die offenen Fugen den eindringenden Lufthauch, gleich einem langen Schmer-

zensseufzer hören lassen. In dem dunkelsten Winkel des Kämmerchens sah er ein Gurtenbett, auf dem eine arme Kranke lag, deren Glieder vor Kälte unter der dünnen Hülle zitterten, die zum Theil von einem wollenen Tuche bedeckt war, das irgend eine freundliche Hand darüber gebreitet hatte.

Die Kranke richtete voll Staunen ihren Blick auf August.

Dieser gab mit der ihm eigenthümlichen Zartheit vor, daß eine wohlthätige Dame ihn beauftragt habe, der Leidenden hilfreichen Beistand zu leisten.

Dieser Antrag hauchte eine leichte Röthe auf die bleichen und fleischlosen Wangen der Unglücklichen.

— „Vielen Dank mein Herr! Unser Elend ist noch nicht so groß, als daß wir ein Almosen annehmen sollten, auf das noch Unglücklichere als wir gerechtern Anspruch haben. Der Himmel hat mir in seiner Güte von allen Erdengütern die ich besaß, noch das köstlichste gelassen, mein Kind, mein vielgeliebtes Kind, meine kleine Margarethe.“

August ließ sich eine Bewegung entchlüpfen, die zu sagen schien: ich weiß es wohl.

— „Durch ihre Arbeit sind wir, dem Himmel sei's Dank! in den Stand gesetzt unsre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Jeden Tag — und er währt für mich so lang, da er mir von Früh morgens bis spät Abends ihre zarte und liebevolle Pflege entzieht — jeden Tag bringt sie ihren Arbeitslohn, der uns kümmerlich aber ehrenvoll ernährt. Ich fühle wohl, daß ich nicht lange mehr die Last eines Elendes zu tragen haben werde, dessen ganzes Gewicht mein armes Kind erdrückt. Wenn ich einmal die Augen schließen werde, dann wird Sie sich erholen, denn der gütige Schöpfer — das ist mein Trost, — wird das arme Kind belohnen. Ich werde vor dem Throne des Allmächtigen so lange meine inbrünstigen Gebete ertönen lassen, bis er meine Schuld bezahlen wird.“

August wagte es nicht auf seinem Antrag zu bestehen und entfernte sich fast beschämt und wehmüthigen Herzens; er ließ jedoch zwei Louisd'ors beim Portier zurück, der ihm versprach das Geld auf nützliche und discrete Weise für die unglückliche Frau zu verwenden.

Abends fiel ihm die Einladung Georgs ein, und er begab sich zur Frau v. Stainville. Die Arbeits- und Verkaufsmagazine nahmen das erste Stockwerk ein; obwohl es bereits später Abend war, so entnahm August doch aus dem summenden Geplauder, das durch die halb geöffnete Thüre drang, daß das Lagerwerk dieser armen Mädchen wohl über die Gebühr verlängert werde. Im zweiten Stockwerke schleuderte die ausgiebige Stimme eines Dieners seinen Namen den bereits zahlreich versammelten Gästen zu.

Von seinem Besuche durch Georg bereits in Kenntniß gesetzt, empfing ihn die Hausfrau so zuvorkom-

mend, als es ihre nicht unbeträchtliche Körperfülle nur zuließ. August begriff sogleich, daß ihr ganzer innerer und moralischer Werth in einem spitzenbesetzten Ueberwurf und einem Brillantengeschmeide bestand, das dem Auge eines Juweliers hinlänglichen Stoff zu gediegenen Studien geboten haben würde. Die in spärlicher Anzahl vorhandenen, aber geschickt vertheilten Haare, verbargen sich, gleichsam in Schaam ob ihres „vereinzeltten Daseins“ unter einer Haube, die von den glänzendsten Bändern und kostbarsten Spitzen gleichsam umwogt wurde. Frau v. Stainville war in diesem Augenblicke ihre 10 bis 15 tausend Franks werth: nicht mehr noch weniger.

Ihr Gemahl, ein Männchen von hagerer Statur und freischender Stimme schien von Niemanden beachtet zu werden. August wußte alsbald sein ganzes Zutrauen zu gewinnen, indem er ihn frug, wie viel wohl eine seiner Arbeiterinnen in den neun bis zehn Arbeitsstunden zu verdienen im Stande wäre?

— „Zwei, manchmal auch wohl dritthalb Frances,“ versetzte das Männchen, das in diesem Augenblicke seine ganze Wichtigkeit fühlte; „allein man bezahlt ihnen auch den Sonntag, wenn die Saison uns zwingt, sieben Tage in der Woche arbeiten zu lassen.“

— „Und wie lange dauert die Saison?“

— „Drei Monate zweimal des Jahrs.“

Die traurigen Betrachtungen, die August bei diesen Worten beschlichen, wurden durch Mad. Stainville unterbrochen, die sich mit mütterlicher Zärtlichkeit dem Ansinnen widersetzte, daß ihre Tochter, Fr. Rosa ihre Stimme hören lassen solle. Rosa habe bereits dreimal getanzt, die Toilette habe sie so in Anspruch genommen. Die gute Mutter war über diese Anstrengungen fast auffer sich; dennoch erfuhr sie den Schmerz, ihr mütterliches Ansehen mißachtet zu sehen. Rosa ließ sich zum Piano führen.

Fräulein Stainville sang mit mehr Methode als Geschmack, jedoch erträglich genug, um allgemeinen Beifall zu ernten. Sie wußte übrigens nebenbei eine Reihe weißer niedlicher Zähne zu zeigen, ihre Augen nahmen einen solchen bezaubernden Ausdruck von Schwärmerei an, ihr fleischiger Arm war so wollüstig gerundet, daß man in jedem Falle etwas „Schönes“ applaudirte.

August hatte viel zu wenig Galanterie verschwendet, als daß er hätte befürchten müssen, man werde seine Abwesenheit bedauern oder auch nur bemerken. Er entfernte sich daher unbeachtet aus dem Salon in das Spielzimmer und von da weiter ins Vorzimmer.

An dem Eingang der Arbeits-Magazine angelangt glaubte er die Stimme der Fr. Stainville zu erkennen, die in hartem und freischenden Tone ausrief:

— „Wie Mademoiselle, Sie wollen schon gehen? Es hat kaum eilf Uhr geschlagen. Diese Nach-

lässigkeit macht Ihnen wenig Ehre und mir großen Schaden."

— „Meine Mutter ist sehr krank, Madame! und seit diesem Morgen.“

— „Ausflüchte! Wenn man die immer anhören wollte! Sie geben ein schlechtes Beispiel. Mademoiselle Marjolin, Sie werden mit dieser Kleinen abrechnen. . .“

— „Madame! habe ich wohl in den zwei Jahren als ich bei Ihnen arbeite, diese ungerechte.“

— „Ei ich habe wohl jetzt Zeit Ihnen Rede zu stehen! Die Kassierin erwartet Sie. Gehen Sie, meine Zeit ist kostbar.“

Mad. Stainville verließ das Magazin; August verbarg sich, um sie nicht grüßen zu müssen.

Das junge Mädchen verließ schuchzend das Gewölbe, in Verzweiflung den Namen der geliebten Mutter nennend, der sie fürder nicht mehr das tägliche Brot sollte bringen können.

Im Hofe erfaßte eine von Parfüm duftende Hand den Arm des unglücklichen Kindes.

— „Wohlan, Mademoiselle, werden Sie diesen Abend die Rathschläge eines Freundes anhören?“

— „Lassen Sie mich, mein Herr! . . . Ich habe keinen Freund, und ich habe Ihnen bereits erklärt, daß Ihre Rathschläge mir Schrecken einflößen. . . .“

— „Ein Freund der Ihnen eine kostbare Wohnung anbietet. . . . Zwanzig Louisdors monatlichen Gehaltes, das ist in der That nicht zu verachten. Ein klein bißchen Liebe aus Erkenntlichkeit. . . und wir werden quitt sein.“

Margarethe begnügte sich damit, ihren Arm aus dem seinigen zu reißen, und sich aus einem Hause zu entfernen, aus dem Härte und Begierde sie vertrieben.

— „Sie sind eine Märrin,“ sagte der schöne Cavalier, indem er sich auf dem Absatze seines lackirten Schuhs herumdrehte, und zu seiner Braut, dem Fräulein Stainville zurückkehrte.

* * *

Acht Tage nach diesen, in der großen Welt leider so häufig sich ereignenden Vorfällen erhielt August eine feierliche Einladung zur Hochzeit seines Freundes Georg; die Ceremonie sollte um die Mittagszeit stattfinden.

Um elf Uhr ging August vor der Wohnung der Mad. Stainville vorüber; zahlreiche Equipagen drängten sich vor dem Eingange; er trat jedoch noch nicht ein, und lenkte vorerst nach der Straße Montmartre seine Schritte.

Aber diesmal ging er nicht über die Schwelle des Hauses. Vor der Thüre lag eine Bahre auf zwei Sesseln, von einigen Lappen abgeschossenen und schmutzigen schwarzen Tuches zur Hälfte bedeckt; auf dem feuchten Boden knieete schluchzend ein junges

Mädchen, den Sarg mit ihren Händen umklammernd, als wollte sie die Verbliehene noch immer vor dem Hauche der Kälte beschützen. Arme Weiber besprengten von Zeit zu Zeit den Sarg mit geweihtem Wasser und murmelten, indem sie das arme Kind mit-leidsvoll betrachteten: unglückliche Margarethe, das ist ihre Mutter! —

Die Waise folgte der Bahre maschinenmäßig, als ob eine magnetische Kraft sie nachzöge. Ihr Auge hatte keine Thränen, ihr Herz keine Seufzer mehr. Dies bleiche und starre Antlitz, von einem Meere schwarzer Haarlocken umwogt gleich dem Bilde der Jungfrau, das die Fantasie des Künstlers unter einem Trauerschleier verbirgt.

Als die Hand des Mannes, der die letzten Schranken entfernt die hienteden den Vater vom Sohne, den Bruder von der Schwester, den Bräutigam von der Braut für immer trennen, eine Schaufel voll Erde auf die Bahre warf, schien der Wiederhall der Scholle am Holze anzudeuten: diese da gehört mir.

Margarethe antwortete dieser Stimme durch zwei stille, kummererpreßte Thränen; in Gram versenkt setzte sie sich dann auf dem Wase hin, und erst als der strahlende Mond die Gräber mit seinem Silbermantel zu umhüllen begann, näherte sich der Wächter dem unglücklichen Kinde, indem er es aufforderte den Kirchhof zu verlassen.

— „Ihr seid so gut, lieber Herr! lasset mich hier; morgen werde ich gestorben sein, und Ihr werdet mich hier neben ihr begraben. — Gehe ich weg so könnten Andere kommen, die mich von meiner Mutter trennten. . . . Ich bitte Euch, . . . und dort oben, dort werden wir Beide den Ewigen bitten Euch zu lohnen, Euch zu segnen.“

Dem wackern Manne gelang es theils durch wohlwollende Rede, theils durch weise Ermahnungen die arme Unglückliche zu bestimmen, daß sie auf einige Stunden die Grabesstätte verließ. Vor dem Thore des Kirchhofes wartete ein Wagen; der Greis ließ die Waise hineinsteigen, setzte sich an ihrer Seite und begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, die sie in ihrer Verzweiflung nicht mehr zu betreten hoffte.

Es gibt Schmerzen solch unaussprechlicher Art, daß sie dem Geiste alle Spannkraft rauben; die Seele, von einem maaslosen, unerwarteten Unglück betroffen, von Schmerz und Ueberraschung zugleich betäubt, wird für jeden andern Eindruck unempfindlich. Daher kam es daß Margarethe weder über diesen Wagen noch über die übrigen Aufmerksamkeiten ihres Beschützers das geringste Erstaunen äußerte. In ihrer jetzt so vereinsamten Stube angelangt, setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz, an jene Stelle des Bettes, auf der die scheidende Mutter ihr den letzten Liebeskuß auf die zitternden, schmerzensbleichen Lippen gedrückt.

*

Auf einem Tischchen nebenan stand in einer Porzellantasse eine kräftige Suppe. Daneben ein Blättchen Papier mit den Worten: „Im Namen Ihrer Mutter.“ Margarethe schien den Sinn zu verstehen und nippte automatisch von dem Trank. Noch 24 Stunden solch stumpfen Dahinbrütens und das Erwachen konnte nur der Wahnsinn sein!

Beim Anbruch des Tages war sie vor dem Friedhofe, in Erwartung daß das Gitter sich öffnen werde. Der Wächter kam endlich herbei und sprach:

— „Folgen Sie mir!“

Und sie folgte ihm, ohne ihn erkannt zu haben. Nach manchen Umwegen gelangten sie endlich an eine Stelle, deren Erdreich frisch aufgeworfen worden war. Hier erhob sich ein Kreuz, dessen beide Arme in einer Krone zusammenliefen. In der Mitte des heiligen Symbols las die Waise den geliebten Namen der Verklärten. Sie glaubte an ein Wunder, fiel auf die Kniee, indem sie in inbrünstiger Andacht das Kreuz umschlang.

Ein Schrei, ein einziges Wort entschlüpfte ihren Lippen: „Meine Mutter!“ aber das war auch die Schleuße die sich endlich öffnete, um einem Strome von Thränen und Schluchzen freien Lauf zu lassen. das fromme Kind war gerettet.

Als dieser erste Ausbruch stürmischer Gefühle, deren Bitterkeit mit den Thränen sich minderte, an Hefigkeit abgenommen, wandte sie sich um, um den Greis über diese räthselhaften Erscheinungen zu befragen; er war nicht da: allein in einiger Entfernung bemerkte sie einen jungen Mann von sanften einnehmenden Mienen, der sie mit Bewunderung betrachtete, während glänzende Zähnen seinen Wimpern entfielen.

Das junge Mädchen zweifelte keinen Augenblick länger; der Unbekannte der ihrer unglücklichen Mutter eine besondere Grabesstätte bereiten ließ, der das Grabmal einer Verlassenen mit Blumen geschmückt, konnte es ein anderer sein als der zartfühlige Jüngling, der mit thränenden Augen vor ihr stand, ihr Wohlthäter, ihr Schutzengel?

In leidenschaftlicher Hast hatte sich Margarethe der Hände Augusts bemächtigt, die sie, ungeachtet seines abwehrenden Sträubens mit glühenden Küßen bedeckte, indem sie im Stillen gelobte, ihr Leben und ihre jungfräuliche Seele, Schätze von unendlichem Werthe, da beide rein und makellos waren, Dem zu weihen, dessen Edelsinn ihr so hehr und erhaben dünkte.

* * *

Ein Jahr war seit der Verheiratung Georgs verflossen, als auch er eine Einladung zur Vermählung Augusts mit Margarethen erhielt und diesem alsbald seinen Besuch abstattete.

— „Empfange, lieber August, meinen aufrichtigsten Glückwunsch. Wen heirathest Du?“

— „Die kindliche Frömmigkeit, die Klugheit, die Liebe.“

— „Ist das alles?“

— „Ich glaube das sei hinreichend.“

— „Und in welchem Klima ist diese seltene Pflanze aufgeschossen?“

— „Sie war eine reizende Knospe in einem Dachstübchen; sie blühte in süßer Anmuth am Lager einer Kranken, deren Dasein sie durch den balsamischen Duft frommer Zärtlichkeit um zehn Jahre verlängerte; sie erschloß sich züchtig am Grabe der Mutter, wo Schmerz und Dankbarkeit, Wehmuth und Erkenntlichkeit in einer einzigen Empfindung verschmolzen. Sie ist eine Blume, die Du eines Abends mit dem unreinen Hauche eines weltmännischen Lüstlings entblättern wolltest, und Du bist der Schwiegersohn derjenigen, deren Habsucht die Mutter meiner Braut getödtet hat. Die Zukunft wird uns vielleicht eines Tags belehren, wer von uns die köstlichere Blume gepflückt hat. Für Dich die prunkende Rose, für mich das bescheidene Veilchen!

— r

Der Prophet.

Dieser Musikkoloss, in Paris am 16. April 1849 geboren, seither 59mal — (zuletzt noch mit einer Einnahme von 10,300 Fres.) — wiederholt, hat in einem Jahre die Rundreise von Frankreich nach England und Deutschland, sogar nach Portugal gemacht. Sein Erscheinen in Wien war ein Ereigniß, in London der Mittelpunkt des Interesses der „fashionable world“, in Paris der Lebensdocht der „Academie nationale.“ Der Minister Bach in Wien dankte dem Komponisten ganz ehrlich und offen, daß er durch Aufführung dieser Oper der noch im Belagerungszustand vegetirenden Stadt wieder das alte, gemüthlich-musikalische Leben eingehaucht habe. In London wartet die italienische Oper nur auf die Rückkehr der Frau Biardot, um den zweiten Abschnitt der Saison mit dieser Oper zu beginnen; in Paris greift man in Abwesenheit derselben auch wieder nach Meyerbeer, und illustriert jetzt seine „Hugenotten“ durch neue prachtvolle mise en scene; in Wien wird die Besetzung der Hauptrollen schon in einer zweiten Künstler-Auflage vorgeführt, ohne für den Kredit des Werkes fürchten zu dürfen. Das Urtheil über den „Prophet“ darf hiernach als abgeschlossen betrachtet werden; die gebildete Welt Europas hat es

ausgesprochen, der gleichbleibende Antheil in den ersten Weltstädten hat es konfirmirt.

Keine noch so subtile und ägende Kritik wird es im Ganzen beirren können.

Die genial erfundene, tief durchdachte, bis in das Minutiose sauber ausgearbeitete, durch und durch grandiose Architektur dieses ächt gothischen Kunstbaues stellt den Baumeister auf den Gipfel moderner Tonschöpfung deutsch-französischen Musikstiles. Da dessen tief- und zart sinnige Intentionen, dessen ursprüngliche Zaubermelodien die Gebrechen eines zwar logisch haltbaren, aber poetisch schwachen Libretto zu vertreten haben, so überragt das Verdienst des Komponisten diesmal bei weitem das des Librettisten.

In Wien erblickte „der Prophet“ am 28. Febr. d. J. das Licht der Lampen. Ref. war dort Zeuge des ungeheuren Erfolges in den ersten sechs Vorstellungen; ich hörte die vielen Pro und Kontra's des halb italienisirten warmen wiener Publikums nach einer allzu gastfreien Generalprobe mit 1500 Zuschauern; ich gewahrte die allmältige Modifikation des ersten ziemlich leidenschaftlichen Urtheils, das sich geradezu über Melodienmangel aussprach; ich sah den heftigen Zudrang zu den folgenden Vorstellungen, und hörte zu meinem Ergötzen schon nach der vierten Aufführung diesen ersten Ausspruch der Dilettantenjury perffiliren. Als nämlich ein geistreicher Pianist in einem artig improvisirten Potpourri aus dieser Oper die vielen reizenden und erschütternden Motive wiedergab, enthusiastirte er die Elite der musikalischen wiener Gesellschaft, die nur durch Melodisches angezogen werden kann. Seither war ich noch aufmerksamer Zeuge einer Aufführung in Dresden, und wohnte den letzten acht Vorstellungen des „Prophet“ in Hamburg bei, wo die dem Meyerbeer zum Vorwurf gemachten Forderungen an große Chor- und Orchestermassen und splendide mise en scene eben nicht sehr zu blenden im Stande sind wo nur die Solisten den durch zwanzig Vorstellungen sich immer gleich gebliebenen Antheil und Zudrang des Publikums rege zu halten wissen.

Nach diesen Erfahrungen sah und hörte ich endlich am 28ten v. M. die Oper in Berlin, und bekenne gern von dieser in allen Theilen genauen, in dem Ensemble grandiosen Vorstellung überrascht worden zu sein.

Man kann es jetzt mit Zuversicht aussprechen: Dies Werk wird an jeder Bühne, welche den massenhaften Stoff zu bewältigen, und wenigstens korrekt wiederzugeben im Stande ist, denselben nach haltigen Erfolg erringen, wie „Robert“ und „die Hugenotten;“ der vierte Akt wird lange ein Musterbild bleiben für Alle, die es in unserer Zeit versuchen

wollen, durch die sieben Töne der Skala ein Volk zu rühren, zu erheben und zu erschüttern!

Dies ausgesprochene Urtheil zu begründen, und um Irrthümern einiger schon vorhandenen Kritiken zu begegnen, dürfte es nöthig sein, dieselben etwas näher zu beleuchten. Man hat diese Oper aus dem feststehenden, rein musikalischen Gesichtspunkt, nach einer Abwägung ihres musikalischen Gehaltes beurtheilt.

Wer sich berechtigt glaubt, über eine Oper, d. i. über ein musikalisches Drama (ein Lebensbild in seiner Wechselwirkung zwischen dem Publikum und den ausführenden Künstlern), mit dem Klavier-Auszug in der Hand ein richtiges entscheidendes Urtheil aussprechen zu können, der verfehlt seinen Zweck und steht auf falschem Standpunkt. Er beurtheilt nicht mehr eine Oper, sondern das von Leben und Fleisch entblößte Skelet des Opernkadavers, er kritisirt den Bauriß eines Vatikans auf grauem Löschpapier, nicht jenen Prachtbau selbst, der in seiner Herrlichkeit emporstrebend jedes Kennerauge erfreut. Wie ist der „musikalische Gehalt“ irgend einer Melodie abzuwägen? Nach der Wirkung auf das Ohr des gebildeten Musikers! Dies entscheidet in letzter Instanz über ein Motiv und dessen Kombination. Wie verschiedenartig aber ist das Instrument, die Menschenstimme, welche die Noten lebendig machen? wie verschiedenartig der Vortrag, das Zeitmaß, die Tonart, der Accent, das Piano oder Forte, und selbst das Gefühl des Ohres! Welcher Musikkenner der Welt hat demnach eine richtige Wage, um zu bestimmen: ob die Melodie des Paestello im „Barbier von Sevilla:“ „Jo son Lindoro di basso stato“ etc. oder die des Rossini: „Ecco ridente il cielo“ etc. derselben Person und Situation von intensiverem musikalischen Gehalt sei.“

Das ist der Fluch der Stubengelehrsamkeit, daß sie in ihrem Infallibilitätsstolz immerfort Böses nur erzeugt, und (weil in der Didaktik des „doppelten Contrapunktes“ festgefesselt) köhlergläubig schwört: die Notengrammatik sei Musik, von der Musikdoctrin hänge das Heil der Tonwelt ab! Daher kann man in einer und derselben Zeitschrift über den Prophet von Paris aus lesen: „die reizende und pikant instrumentirte Ballet-Musik gehört zu dem Trefflichsten, was Meyerbeer in diesem Fach erzeugte;“ und von einer kleinen Residenz aus: „Die sämtlichen Tänze sind in musikalischer Beziehung außerordentlich gewöhnlich.“

Um eine Oper, wie „der Prophet,“ redlich und maßgebend beurtheilen zu können, sollte man sie daher erst wiederholt und an verschiedenen guten Bühnen gehört, möglichst vollkommenen Aufführungen beigewohnt haben; sie erst dann studiren, wenn man die Melodien der Tonstücke lieb gewonnen hat,

und nie außer Acht lassen, daß dies Werk zunächst für die pariser Akademie geschrieben und bestimmt ward.

Der erste Eindruck ist kolossal, übermannend, fast verwirrend; man muß sich sammeln, um so viel Großes, Erhebendes und Frappantes zu hören, die abgeschlossenen Musikstücke von den deklamatorisch gehaltenen kleineren Sätzen zu sondern, und zugleich mit den Augen zu genießen. Wer aus der ersten Vorstellung des „Prophet“ drei gewichtige Motive mit nach Hause nimmt, der hat schon ein ziemlich routinirtes Ohr; denn es wird ihm nicht so leicht, unter den hundert reizenden Melodien sich diese drei aus der reich modulirten und rhythmischen Faktur solch grandioser Partitur herauszuholen und festzuhalten; denn nur wenige Motive sind es, die sich in länger weilender, ungestörter Cantilene erhalten und in spontaner Kraft frank und frei das Ohr des Kenners packen, wie es die leicht begleiteten süßen Motive der Italiener thun, welche sich freilich leichter einprägen, aber darum auch so leicht vergessen sind.

Die Kritik geht theilweise und schon seit langer Zeit mit dem Komponisten des „Prophet“ nicht sehr redlich um und meistens wohl nicht aus anerkennenswerthen Kunstgründen. Man sagt z. B.: Er verlange zu viel von seinen Sängern, zu viel Virtuosität, Stimmen-Umfang, Kraft, Ausdauer, dramatischen Ausdruck! &c.

Ein Tondichter von so großmächtiger Phantasie und scharfer Reflektion, der so Viel giebt, prätendirt auch Viel! er macht der Sängern Konzessionen, damit auch sie einen Spielraum für ihre Virtuosität gewinne, wie es Mozart in der „Zauberflöte“ und „Entführung“, Winter im „Opferfest“, wie es alle Italiener vor ihm gethan haben. Er verlangt von seiner Fides ganz denselben Diapason von 20 Tönen (vom g unter den fünf Linien bis zum dreigestrichenen d über denselben), welchen Mozart von seiner Vitellia prätendirt, welchen Weber seiner Rezia vorzeichnete. Schreibe Meyerbeer nicht gerade wie er schreibt, etwas viel fordernd, bisweilen epineus, gefiele seine Musik nicht so allgemein und anhaltend, gäbe es dann wohl noch viele Sänger, die sich beflüßigten, ihre Skala auszudehnen, zu egalisiren, volubil zu machen, Accente zu studiren, Situation und Handlung mit drastischer Wärme zu veranschaulichen, überhaupt nach höherer Bildung zu streben? Haben die Partituren des Bellini, Verdi, Ricci und Konforten die dramatische Gesangkunst nicht schon so weit heruntergebracht, daß sich jeder Dilettant mit der Stentorskala einer Oktave im Bewußtsein auf seine Riesenskala, einen Künstler schelten läßt! Die ehemalige Gesangsbildung hat einem schauerhaften Vibrando, die Darstellungskunst einem stereotypen Armgeschlenker Platz gemacht, weil die beifallsüch-

tigen Lateiner zum Dilettantismus herabstiegen, anstatt Laien und talentvolle Anfänger zu sich zu erheben und heraufzubilden. Man danke es also dem Komponisten der „Hugenotten“, des „Robert“ und „Prophet“, daß er wenigstens den Sängern einige harte Nüsse zu knacken giebt, damit sie an diesen Aufgaben ihre Zähne üben, und fleißig sein müssen.

Man sagt ferner, Meyerbeer habe wenig Erfindung, di prima intenzione, wie sie der Italiener nennt: keinen Fluß in der Melodie, er schreibe kalt berechnend, sogar alltäglich, „musikalisch impotent.“ Das kommt davon, wenn man heute über eine Oper in 5 Akten sein Urtheil drucken läßt, welches man „gestern Abend“ zum ersten Mal von zaghaften, vielleicht auch ihrer Aufgabe nicht gewachsenen Sängern vortragen hörte. Die vielen melodischen Motive im „Prophet“ drängen sich freilich nicht so insinuant an das Ohr, aber welchem Gebildeten sind heute die reizenden Melodien des „Robert“ und der „Hugenotten“ nicht lieberthe, freundliche Bekannte? und doch sind sie bei ihrem Erscheinen eben so lieblos — oft hämisch beurtheilt worden, wie diese letzte Oper. Gleichwohl wird „der Prophet“ in kurzer Zeit eben so tief wurzeln, wie die früheren Werke des Meisters; er wird von Künstlern hochgeachtet, beim Volke populair sein, denn es ist ein eigenthümliches Wahrzeichen Meyerbeerscher Muse, daß sie nicht nur von Jenen gesucht, empfunden und verehrt wird, welche die Kunst um ihrer Hoheit willen lieb haben und tief ergründen, sondern auch von der großen Menge, die bloß ein Paar Stunden amüsirt sein will.

Wegen Gestaltung der Tonstücke in oft sehr kurze Sätze, und deren Zusammenhang mit der abgeschlossenen Arie, Romanze, dem Duo &c. hat die Kritik dem Komponisten den Vorwurf der Zerrissenheit gemacht. Verfolgt man den Weg von seinem „Crocato“ zu „Robert“, von diesem zu den „Hugenotten“ und „Prophet“, so gewahrt man deutlich, wie er nach und nach eine neuere Form adoptirt hat, die dem Zuhörer von ehemals noch ungewohnt ist. Wir finden in der letzten Oper beinahe kein nach früherer Weise konzipirtes Rezitativ mehr; die Handlung der Person begiebt sich in der gebundenen Zeitform, wie man dies bei Gluck und Salieri findet; schon in den „Hugenotten“ schließt der Komponist das Parlanto Rezitativ aus, und das ehemalige recit. secco ist ganz aus seinen Partituren verschwunden; er giebt den deklamatorischen Theil der Handlung in melodiereichen kleinen Sätzen; diese Wendung der Form ist von ungleich höherem Interesse, spannt aber auch die Aufmerksamkeit des Zuhörers in höherem Grade, und hält ihn auch bei oft wiederholter Anhörung der Oper fest. In ihr mag wohl auch der Grund liegen, warum der Laie beim ersten Anhören die einzelnen melodiereichen Motive nicht so leicht, sondern nur

einzelnen auffassen kann; er sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Man kann den „Prophet“ ein in Musik gesetztes durchkomponirtes Trauerspiel (tragédie lyrique) nennen, nach Gluckscher Form, geschmückt mit aller Pracht neu erworbener und origineller Orchesterstücke, mit einer Fülle der edelsten und erschütterndsten Motive, frappanter Tonfülle und Rückungen; überreich an primitiver Erfindung melismatischer Phrasen in den abgeschlossenen Tonstücken; aber an diesen Reichthum muß sich das Ohr erst gewöhnen, um ihn lebenswürdig zu finden. Die Formen der Opernmusik haben von jeher gewechselt, und wenn wir die Phasen von Gluck bis heute durchgehen, so gewahren wir schlagend, wie der Zuhörer immer die letzte Form für die einzig wahre und richtige erkennen wollte, nachdem er sich gegen die Neuheit einer andern auflehnte und sträubte.

Daß auch dies letzte Werk Meyerbeer's große Mittel auf der Scene, im Orchester und bei den Darstellern in Anspruch nimmt, — darüber muß man an die große Oper in Paris verweisen, welche ihre Gesetze hat und festhält; deren Wirken unberechenbar günstig und großartig für die Kunst war, welche den Komponisten aller Zeiten Weihe und Namen für die Ewigkeit verlieh! Scheint es fast, daß nun die äußerste Gränze erreicht worden, dessen, was die äußere Bühnenkunst und ein effekterfülltes Libretto zu leisten im Stande sind. Jetzt wird der Genius unseres Tondichters durch die Kunst der Töne allein, durch einen wahrhaft poetischen Stoff einfacher Natur sich lang dauernde Erfolge sichern; dessen kann Jeder gewiß sein, der die Schönheit der Cantilene im lange nicht genug erkannten und gewürdigten „Crocato“ studirt und gefühlt hat, der Meyerbeer's reichen Erfindungsquell redlich anerkennen will. Die Aufzählung der einzelnen Tonstücke dürfte hier überflüssig sein, nachdem sie bereits in vielen Journalen zum Ueberflus beurtheilt worden.

Die ganze Oper ist, um das Urtheil zusammenzufassen, reich an primitiver, überall geistreicher Erfindung, fast ohne fremde Reminiscenzen; meisterhaft-originell instrumentirt, voll klug berechneter Schattirung mittelst kecker, diesem Meister eigenthümlicher Tonrückungen; großartig erschütternd in den Volksensembles, und selbst dem Zuhörer von heute anziehend, der nach den oft gehörten Meisterwerken von Weber, Spontini, Rossini, Auber, Halevy u. nicht leicht zu befriedigen, noch schwerer zu überraschen ist.

D. R.

Der Wiener „Punsch“ enthält nachstehende theatralische Gesundheitsregeln für Herrn Direktor Megerle.

Hören Sie meine Worte, und vernehmen Sie meinen guten Rath:

Das Josefstädtertheater ist eine Goldgrube, man muß es nur verstehen den Schacht zu bauen; zwischen Bergknappen und Lumpensammlern ist ein großer Unterschied, und wer da einen Lumpensammler sieht und zu seinem Nachbar sagt: „Siehst du, das sind jetzt unsere Bergknappen!“ der ist ein Wähler.

Sorgen Sie bei allen Stücken für eine anständige Ausstattung, denn es ist lächerlich, das eine Stück mit Glanz und das andere mit Tanz aufführen zu lassen, wo bleibt da die Gleichheit vor dem Maler und dem Schneider?

Wenn Sie heute ein neues Stück zum Erstenmal geben, so muß ein Zweites schon vollkommen vorbereitet sein, denn Minister und Stücke fallen sehr leicht durch, finemalen das Menschenfleisch bekanntlich sehr schwach ist.

Wenn Einer zu Ihnen kommt und zu Ihnen sagt: „Hier hab ich ein Stück aus dem Französischen übersetzt,“ so antworten Sie ihm: Apage! geh zum Teufel oder zum Carltheater, ich kann dich nicht brauchen.

Sorgen Sie für ein tüchtiges Orchester, und nehmen Sie sich an zwei Theatern in Wien ein abschreckendes Beispiel.

Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und sechs Choristen machen keinen Chor, am allerwenigsten aber dann, wenn sie mit den Errungenschaften auch ihre Stimme verloren haben.

Ein schönes junges Ballett dient zur Erheiterung des Herzens und zur Erleichterung der Geldbörse; eine Tänzerin die nicht reizend ist, ist das für's Auge, was ein Schindelnagel für den Magen ist.

Sorgen Sie für schöne Dekorationen, denn Dekorationen sind jetzt sehr in der Mode.

Rekrutiren Sie den ganzen Sommer hindurch, und da alle Mächte in Europa rüsten, so thun Sie es auch, wenn auch nicht anderwärts, so wird wenigstens bei Ihnen die Komödie losgehen.

Ueber dem Parterre des Josefstädter Theaters hängt ein Ding welches sich für einen Lustre ausgibt; diese Angabe ist falsch, denn selbiges Ding ist ein vormärzlicher Verfinsterungs-Apparat; eine wirkliche Beleuchtung wird dem Hause „Josefstadt“ sehr wohl thun.

Wenn ein Blatt zu Ihnen kommt und sagt: „Zahle meine Schulden, ich werde dein Theater loben,“ so antworten Sie dem Antragsteller: „Ich bin keine

Nationalbank, und du bist keinezeitung; wenn ich aber Nationalbank wäre, und du diezeitung, dann wüßte ich mir einen Andern herauszufinden, und zwar Einen dem man glaubt, denn was nützet mir ein Lob, welches nirgends ein willig Ohr findet."

Für jetzt genug, ein andermal mehr. Zu viel auf einmal ist ungesund, selbst wenn es Gesundheitsregeln sind.

Ich verbleibe in tiefster Unabhängigkeit

Der PUNCH.

Gewohnheit.

Es ging vorbei nun Alles doch
Entsommert sind die Lüfte,
Und kommt auch manche Rose noch,
So kommt sie ohne Düfte.

Und ob sie noch so ängstlich frohnt
Liebreizend zu erscheinen,
Das Schönste selbst zu lang gewohnt
Wird mäßig zum Gemeinen.

Gemein wär' auch die Nachtigall
Die klanggewordne Liebe,
Wenn hörber ihrer Stimme Schall
Herbstüber je verbliebe.

Im Wechsel einzig liegt das Glück,
Wir suchen, was uns meidet;
Was erst nach Jahren kehrt zurück,
Beweint man, wenn es scheidet.

Wie eine rührende Gestalt
Uns Anfangs auch erfreue,
Das Oftgeseh'ne ist auch alt,
Und jung allein das Neue.

—gg.

Generalcorrespondenz.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die bekanntlich nach langen Irrfahrten den Hafen der Ruhe gefunden hat, nämlich zur katholischen Kirche übergetreten ist, ist in diesem Augenblicke sehr eifrig mit der Erlernung der lateinischen Sprache beschäftigt, um — kein Scherz!

— später die Kirchenväter im Urterte studiren zu können. So abenteuerlich, wie man erzählt, die Gründe sind, welche die Schriftstellerin veranlaßt haben, ihren Glauben zu wechseln, so fest scheint zu stehen, daß sie sich seit jenem Schritte wunderbar getrübt fühlt. (?)

— Obgleich es so leicht ist, kein Drama zu schreiben, wie J. Janin einmal sagte, können es doch viele der Dichter nicht lassen, ja Manche wenden Geld daran, um ihre Erzeugnisse gedruckt oder gar aufgeführt zu sehen. So kostete es kürzlich in Paris Einen 5000 Fres., ein schauerliches Drama „das Elend“, auf die Bühne zu bringen und für denselben Preis hat er ein zweites Stück angebracht. Als nun die Frau dieses „Dichters“ bald darauf hörte, Scribe habe über zweihundert Stücke aufführen lassen, fragte sie ganz erstaunt, „so reich ist Herr Scribe?“ Ihr Mann hatte ihr wahrscheinlich erzählt, es koste jeden Dichter so viel, um seine Werke zur Aufführung zu bringen. Ähnliches erzählt man von den Werken des Vicomte d'Arlineourt, der bisher meinte, seine Erzeugnisse würden ungemein stark gelesen, bis er kürzlich auf dem Boden seines Hauses große Ballen derselben fand und endlich ersuhr, daß — seine Frau die Bücher aufkaufe. —

— Für die Königin von Spanien wird in Paris so eben ein Diamantenkopfsputz im Werthe von 80,000 und eine entsprechende Broche für 36,000 Fres. gearbeitet. —

— Wie entsetzlich weit in manchen Theilen von Frankreich die Bildung auf dem Lande zurück ist, beweist ein entsetzlicher Vorfall an den Pyrenäen, wo ein Mann eine alte Frau, die seiner Meinung nach seiner Frau Krankheit angehert hatte, lebendig in den glühend geheizten Backofen steckte, um sie als Here zu verbrennen, weil die arme Alte der Frau die Krankheit nicht abnehmen konnte oder, nach dem Glauben des fanatischen Mannes, nicht abnehmen wollte. —

— In Paris ist eine neue Schändlichkeit aufgefunden, die von Spitzbuben früher schon mit Erfolg in London angewendet worden ist. Ein bekannter Maler wurde nämlich kürzlich Abends auf der Straße von einem Manne angerebet, der ihm geschmuggelte ächte Havannacigarren zum Kaufe anbot. Der Künstler, ein Cigarrenfreund, ließ sich bereden, kaufte und zündete eine Cigarre an. Kaum aber war er ein Paar hundert Schritte gegangen, als die Cigarre explodirte und dem Unglücklichen das Gesicht so gräßlich verbrannte, daß man den Verlust eines Auges fürchtet. In London sind, wie erwähnt, kürzlich mehrere Lords durch solche Bombencigarren ebenfalls bedeutend verletzt worden. —